

Hyphen



Luise Meier

# Hyphen



Matthes & Seitz Berlin

*Für meine Geschwister  
Philipp, Josefa, Max und Alma*

I



Nr. 0020000957925728827968114367-2032

Datum des Eintrags: 04-07-2032

Eintrag von: Henning Feldmann, Isa Borg

Typ: Protokoll

Ort: Rothwald, Vorpommern, Deutschland

Ursprüngliche Quelle: Henning Feldmann, Isa Borg

Übersetzung: keine

## **Übergabeprotokoll 4. Juli 2032, Rothwald**

Wir, Isa und Henning, haben uns der Protokollaufgabe sporadisch seit dem Januar 2028 und in systematischer Form seit dem Dezember 2028 angenommen.<sup>1</sup> Wie von einigen Initiativen der Enzyklopädie vorgeschlagen, gehen wir dieses Jahr auf Wanderschaft und hoffen, die anderen Gemeinschaften, die wir bereisen werden, mit unseren Erfahrungen bereichern und von ihnen lernen zu können.

Die Gemeinschaft Rothwald hat auf die ersten Stromausfälle in den Jahren 2025 und 2026 mit der Entwicklung von Notfallstrukturen reagiert, die uns Nachbar\*innen viele, wenn auch zum Teil noch verzelte Erfahrungen in der schnellen, gemeinsamen und solidarischen Kooperation und Koordination gebracht haben. Mittlerweile haben die Dörfer einen Großteil der Häuser in funktionales Wohnen überführt. Häuser mit autarker Stromversorgung sind den Küchen und der Lebensmittel- und Medikamentenlagerung sowie den Wäschereien, Werkstätten, Computerarbeitsplätzen und der Druckerei vorbehalten. Die größte Herausforderung war und bleibt jedoch die Sicherstellung der landwirtschaftlichen Produktion und die Versorgung der Nachbar\*innen mit medizinischen und Pflegebedarfen.

1 Detaillierte ortsspezifische Anleitungen und Protokolle befinden sich analog in den Büchern im Museum in Rothwald und in der Enzyklopädie. Die Einträge sind chronologisch, aber über die Registerkartei auch alphabetisch nach Themen organisiert nachzuschlagen.

Nach dem Sterben großer Teile des Milchviehbestands im Gemeindeteil Rothwald-Vorbau im Zuge des ersten länger anhaltenden Stromausfalls 2025 haben sich beim nächsten Notfall Anfang 2026, während dem der Betrieb vergemeinschaftet wurde, bereits über fünfzig Freiwillige in der Milchviehzucht eingefunden, die Wasserversorgung sichergestellt, ausgemistet und per Hand gemolken oder Milch, für die keine Kühlmöglichkeit bestand, ausgefahren und ausgegeben und zu Trockenmilch oder Käse verarbeitet. Seitdem hat sich die Milchviehzahl erheblich reduziert, sodass mittlerweile nur noch dreißig Menschen dauerhaft, im Notfall bis zu sechzig Menschen abwechselnd, in die Milchviehhaltung eingebunden, dafür aber keine Notschlachtungen mehr nötig sind. Im Sommer 2028 konnte darüber hinaus erstmals eine mechanische Melkmaschine mit Pedalenbetrieb eingesetzt werden, die die Arbeit auch ohne Strom erheblich erleichtert und den Kreis derer, die eingewechselt werden können, entscheidend vergrößert. Die Tiere selbst haben auf die traumatischen Ereignisse mit der Reduktion der Milchproduktion reagiert.

In den letzten fünf Jahren sind insgesamt achtundsechzig Personen zugezogen, vor allem Familien mit Kindern und alte Menschen mit besonderen medizinischen Bedürfnissen, insbesondere aufgrund von Atemwegserkrankungen. Für pflegebedürftige Personen wurden bereits nach dem Stromausfall 2025 Sorgenetze von bis zu drei Nachbar\*innen aufgebaut, die die Notfallversorgung schnell, ausreichend informiert und also vorbereitet übernehmen können. Zudem haben vor allem die Jugendlichen von Anfang an durch Kurierfahrten entscheidend zum Funktionieren der Notfallversorgung beigetragen. Die Organisation der Sorge- und Informationsnetzwerke, der Kinderbetreuung sowie der überlebenswichtigen Aufgaben übernimmt die Dorfversammlung, die in Ruhezeiten ein- bis zweiwöchentlich, in Notfallzeiten täglich am Abend im Anschluss an die Abendessen in den Kollektivküchen stattfindet. Seit 2027 führen wir zudem regelmäßige Gespräche, um Bedürfnisse, Erfahrungen, Ideen und Reflexionen unserer Nachbar\*innen zu dokumentieren. An der Dokumentation, den offenen Gesprächsrunden und Schreibgruppen beteiligt sich in unterschiedlicher Intensität fast die gesamte Gemeinschaft.

Ein weiterer bestimmender Faktor im Alltag ist immer noch die Widerstandsfähigkeit der Dörfer, Böden und Wälder gegenüber extremen Wettererscheinungen und Waldbränden. In Rothwald leben seit

Anfang der Zwanzigerjahre zwei Renaturierungsexpert\*innen, die seit drei Jahren auch systematisch Wissen und Erfahrungen an Gäst\*innen weitergeben und eigene Beiträge für die Enzyklopädie verfassen.

Der Großteil unserer Nachbar\*innen beschreibt sich trotz aller Entbehrungen und traumatischen Erfahrungen, besonders in den ersten Monaten und Jahren, heute als zufriedener als vor 2025. Dafür gibt es verschiedene Gründe, der am häufigsten angegebene ist allerdings die enge Kooperation in der Gemeinschaft und die ganz eindeutig damit verbundene Zunahme von Selbstwirksamkeit oder »Sinn« sowie die Abnahme von Erfahrungen der Konkurrenz und Isolation.

Wir, Henning Feldmann und Isa Borg, planen, spätestens in einem Jahr nach Rothwald zurückzukommen, und sind über die Enzyklopädie erreichbar. Es ist vorgesehen, dass Maja Boran während eines vorerst einjährigen Gastaufenthalts die Protokollarbeit und Organisation übernimmt. Sollte es zu Ausfällen kommen oder Maja verhindert werden, übernimmt Gesine Lohr provisorisch das Protokoll und die Organisation eines längerfristigen Ersatzes.

Wir freuen uns aufs Berichten und Lesen

Isa und Henning

## Rothwald

Ingos Weg ins Kollektiv war langsam und kurvig verlaufen. Er war erst 2028 wirklich aus der Rente zurückgekehrt, um sein Elektrotechnikwissen mehr als nur sporadisch und widerwillig an die Jungen weiterzugeben. Seinen Jeep, einen Benziner, hatte er erst abgegeben, als schon monatelang kein Benzin mehr aufzutreiben gewesen war und man ihm versprochen hatte, er dürfe, bei gutem Solarstromstand, mindestens eine Tour in der Woche mit dem E-Bus fahren. Seitdem hatte er sich mit den Mechaniker\*innen im lächerlich kleinen Fuhrpark angefreundet, wo er auch hier und da aushalf. Im Boden zu buddeln und Regenwürmer zu pflanzen, wie er die Renaturierungsarbeiten beschrieb, bei denen mittlerweile fast alle im Dorf irgendwie mitmachten, hielt er dagegen bis heute ebenso wenig für seine Aufgabe, wie sein Innenleben mit irgendjemandem zu teilen. Stattdessen presste er die Gefühle, die angesichts der neuen Zustände um ihn herum in ihm aufkamen, in seiner Brust mit so viel Druck zu einem dermaßen dichten Ball, dass ihn seine Frau, wenn er in größeren Runden mal wieder die Bemühungen der Nachbar\*innen herunterzuspielen begann, als »Rothwalder Stahlwerk« bezeichnete. Denn einmal losgelassen, das ahnte er, würden sie sich zu einer monströsen Lawine ballen und das ganze »So-und-nicht-Anders« seines bisherigen Lebens unter sich begraben, würden die Erinnerung an den Kollegen, den er, wie alle anderen aus der Feierabendtruppe, Ende der Zweitausender nicht in der Entzugsklinik hatte besuchen wollen, weswegen sie stillschweigend und wie zufällig alle Aufträge in die Besuchszeiten eben dieser Klinik gelegt hatten, und der kurz nach seiner

Entlassung wieder zu saufen begonnen hatte und mittlerweile an Leberzirrhose gestorben war, oder an den an Lungenkrebs verstorbenen Nachbarn, mit dem er Ende der Neunziger dessen Asbestdach im Wald vergraben hatte, um dann die schwarz lackierten Ziegel fein säuberlich aneinanderzureihen, über ihn hereinbrechen. »Macht man so, ham wir immer so gemacht« und »Alles hat seinen Preis« waren die Mantras, die ihn über die Beerdigungen, wo er sich jeweils nur so kurz wie nur irgend möglich hatte blicken lassen, gerettet hatten.

Er war einer, der nach der Wende schnell begriffen hatte, wie der Hase läuft. Der sich nicht übers Ohr hatte hauen lassen. Neues Auto, Qualifizierung, Kredit, Hausausbau, der eigene Betrieb. Er war der Erste im Dorf gewesen, dessen Betrieb eine Internetseite gehabt hatte. Nicht eine Woche war er arbeitslos gewesen, nicht in den Neunzigern und auch nicht in den Zweitausendern. Klar hatte auch er sich damals mit den Telekom-Aktien verschaukeln und sich von Danny, dem Sohn eines Kollegen, der plötzlich Allianz-Vetreter gewesen war, die eine oder andere überflüssige Versicherung aufquatschen lassen und war schließlich auch mal knapp an der Insolvenz vorbeigeschrammt, aber auch wenn sich der Erfolg nicht immer ganz zweifellos am Kontostand hatte ablesen lassen, so doch zumindest sein Fleiß an der stetig wachsenden Anzahl der Aufträge und nicht zuletzt der Arbeits- und Überstunden. Die Richtung jedenfalls hatte er in über fünfunddreißig Jahren nicht in Zweifel ziehen müssen. Denn: Erst musste man etwas aufbauen, die Familie, Haus und Grundstück, den Betrieb, und dann alles dafür tun, um es zu halten – und was das Wichtigste gewesen war in der damals neuen Zeit: Was halten sollte, musste wachsen. Wer sich ausruhte auf dem, was er hatte, konnte es auch gleich sein lassen, der hatte es schon aufgegeben. Die neue neue Zeit fühlte sich daher wie eine des Aufgebens an. »Überholen ohne einzuholen«, hatte der knollnasige Alte auf dem Pferdewagen gelacht, als Ingo den letzten Liter Benzin leergefahren hatte und auf der Straße nach Rothwald liegen geblieben war. Und wie er da gesessen hatte auf der Kutsche, die im Schrittempo das Auto hinter sich her zog, hatte es, sehr zu seinem Ärger, vielleicht zum allerersten Mal tatsächlich gestimmt.

Bevor Ingo sich lange nach der Abschleppaktion endlich auf die Arbeit im Fuhrpark einließ, hatte sich seine Frau Christiane oft bei den anderen beschwert, hatte er tagein, tagaus missmutig auf der Couch

im zweiten Stock ihres Einfamilienhauses gesessen, dessen erster Stock beim erstmaligen Übertritt der Randow schon unter Wasser gesetzt worden war und seitdem nicht mehr bewohnt werden konnte. Gesessen und gemeckert hatte er und sie schon mit Scheidung gedroht oder Schlimmerem: dass sie ihn überleben und auf dem Löcknitzer Friedhof neben seinem Vater begraben würde etwa. Ingo hatte über die letzten Jahrzehnte den Kredit für ihr Haus abbezahlt, hatte sich einen Swimmingpool, eine ebenerdige Regenwasserdusche, einen wirklich guten Grill, einen Rasenmähertraktor und mindestens acht Rasensprenger mit Zeitschaltuhr erarbeitet, und für den Fall, dass es so weit kommen sollte, hatte er Geld für einen Treppenlift auf dem Sparkonto gehabt, von dem er nun nicht wusste, wohin es denn verschwunden war. In diesem Haus in Rothwald wollte er bleiben und sich seine Unabhängigkeit so lange wie nur irgend möglich erhalten und niemals, wie sein Vater, in einem Heim landen und dort vor sich hin starren, während fremde Hände ihm den Hintern abwischen oder ihm seinen abendlichen Schnaps verbieten würden. Er wollte, wie man es seiner Meinung nach hier in Vorpommern schon immer getan hatte, im Garten neben den Bohnenrankern umkippen, wo man ihn dann auch sogleich einbuddeln sollte, um die Regenwürmer, die ja heute allen so furchtbar wichtig waren, ihre Arbeit ungehindert erledigen zu lassen. »Ende im Gelände« nannte er das gerne und hatte seine Kinder, seine Frau und sämtliche Nachbar\*innen mehr als einmal von seinem letzten Wunsch in Kenntnis gesetzt. Und insofern hätte das, was er Zusammenbruch nannte, also ein Gutes haben können, ein einziges und nicht ganz unwichtiges Gutes hätte es eigentlich haben können, dass die Behörden alle sang- und klanglos geschlossen hatten und die Sicherheitskräfte verschwunden waren, denn niemand von ihnen würde ihm diesen letzten Wunsch nun verwehren, würde ihm ein Begräbnis auf dem eigenen Grund und Boden verbieten oder es verhindern. Ingos Tod hätte also eigentlich gerettet sein können, würde Christiane Ingo nicht allabendlich beschwören, in eines der Kollektivhäuser zu ziehen, wo Wäscherei und Kollektivküche, die immerhin ab und an Strom hatten, nicht weit waren.

Christiane war es leid, für das, was Ingo Privatsphäre nannte und sie für reine Sturheit hielt, jeden Abend auf dem Grill kochen und die Wäsche mit dem Fahrrad ewig durch die Gegend kutschieren zu müssen.

Sie genoss das Gemüseschnippeln mit den anderen, und überhaupt fühlte sie sich lebendig im Gewusel der allgegenwärtigen Absprachen, geteilten Alltagsaufgaben und Arbeitseinsätze. Ja, auch sie war sich dabei anfangs blöd vorgekommen. Ja, auch sie nahm die Worte Kollektiv oder Gemeinschaft oder Plenum nicht gerne in den Mund, aber sie trafen nun mal zu: Wenn sie etwas erledigte, wurde jemand anderem das Leben ein bisschen leichter, wurde das Dorf ein bisschen schöner.

Um sich seine Vorträge zu ersparen, nannte Christiane die Stromausfälle in Ingos Gegenwart zwar »Zusammenbruch«, aber eigentlich hatten die Veränderungen im Dorf ihr vor allem die eine riesige Last von den Schultern genommen, von der sie gar nicht richtig gemerkt hatte, wie diese sich angehäuften und Christiane mehr und mehr unter sich begraben hatte. Jahrelang hatte sie sich nämlich Monat für Monat intensiver und immer allein um Ingos kranke Mutter Sigrid kümmern müssen. Die etwas sture, aber stets liebenswürdige alte Frau war für Christiane und Ingo früher, als die eigenen Kinder noch klein und die Arbeitstage noch Vollzeit gewesen waren, immer eine unentbehrliche Hilfe gewesen. Doch dann war sie vergesslich, unzuverlässig, tollpatschig geworden, hatte sich tiefer und tiefer in Erinnerungen verloren und war für Christiane nach und nach, so sehr sie sich auch dagegen gewehrt hatte, nur mehr ein unüberwindlicher Berg an Arbeit und an rätselhaften Bedürfnissen geworden. In ihrer Gegenwart hatte Christiane dann zunehmend nicht nur die Schwiegermutter, sondern auch sich selbst nicht mehr wiedererkannt. Aber wenn sie jetzt ins Nachbardorf radelte und die weißhaarige Frau im Garten sitzen und die Kinder beim Spielen beobachten sah, kam die alte Zuneigung, kamen die altbekannten Gesichtszüge wieder unter dem Schleier hervor, auch wenn Christiane selbst für Sigrid eine Fremde blieb. Das Waschen und Füttern übernahmen nun meistens andere, und wanderte Sigrid einmal im Dorf herum, brachte sie jemand zurück in den Garten, den das Haus, in dem die Schlafzimmer der pflegebedürftigen Alten untergebracht waren, mit dem Kinderhaus teilte.

Wenn sich Christiane und Ingo auf eine Wohnung im Kollektivhaus einließen, würde ihr Haus auf den Reparaturplan kommen und könnte schon in zwei Jahren vielleicht ein weiteres Kinderhaus werden. Das jetzige Kinderhaus hatte zunächst bloß das ehemalige Gutshaus eingenommen, doch da die Anzahl an Kindern, für die das Leben in den

Städten gesundheitlich zumindest vorübergehend unmöglich geworden war, stetig angestiegen war, war mittlerweile der ganze Dreiseithof zu Schlafquartieren, Krankenzimmern, Spiel- und Lernräumen umgebaut worden. Die Alten waren indessen in das Nebengebäude umgezogen, sie teilten auf eigenen Wunsch mit den Kindern nur noch den Tag im Garten, nicht mehr, wie anfangs, auch die Nächte im selben Haus.

Oft sah man ein Dreier- oder Vierergespann aus Hund, Oma und/oder Opa und ein bis zwei Kindern durch die Gegend spazieren, etwa den mittlerweile elfjährigen Max und seine kleine Schwester Leni, die bei gutem Wetter ihre Adoptivoma Gesine, die, da ihr ein halbes Jahrhundert in der Milchviehzucht die Hüfte zermalmt hatte, seit dem letzten Jahr auf einen Rollstuhl angewiesen war, über die Panzerplattenstraße durch das Dorf und am Maisfeld entlang zum See schoben. Der mit Gesine in die Jahre gekommene und hüftkranke Schäferhundmischling Gusti humpelte dabei stets vorneweg. Fragte man die vier einzeln, war jede\*r für sich davon überzeugt, den oder die andere\*n zu beaufsichtigen und nur ihre\*seinetwegen den Weg auf sich zu nehmen, und doch strahlten alle, wenn sie mit Spitzwegerich oder Schirmpilzen oder gar Wiesenchampignons im am Rollstuhl befestigten Körbchen ins Dorf zurückkamen. Gesine, deren Mutter noch während des Kriegs aufgewachsen war, wusste mit jedem Gewächs etwas anzufangen oder wenigstens eine Geschichte darüber zu erzählen, doch seit mit der Enzyklopädie auch die Informationsbroschüren der Sporenbefreiungsfront ins Dorf gekommen waren, beschäftigte Gesine nicht mehr nur die heimische Pflanzenwelt. Auch die um sie herum wuchernde Pilzbevölkerung zog sie zunehmend in ihren Bann. Nicht nur in den Böden, auch in den Körpern der Tiere und Menschen, war dort zu lesen, konnte der richtige Pilz an der richtigen Stelle und im richtigen Moment erstaunliche und, wie es schien, bisher kaum ausgeschöpfte Wirkungen entfalten. Ein ganzes Universum, das weit über die paar im *Pilzfreund* aus der Dorfbibliothek verzeichneten Arten hinauswuchs, tat sich so für Gesine auf, die sich und ihre von den Pilzen regelrecht betörte Nase von nun an für Pionierinnen der mykologischen Forschungsbewegung hielt und dadurch trotz der grauen Haare und der kaputten Hüfte immer weniger wie eine fühlte, die die letzten Schritte in einer altbekannten, sondern vielmehr wie eine, die die ersten in einer neuen, erst zu entde-

ckenden Welt tat. Und so redete sie, sobald Ohren, egal welchen Alters, in der Nähe waren, in einem fort nicht mehr nur von der Vergangenheit, sondern auch von einer Zukunft, die – wenn man sie fragte – zweifellos eine der Freund\*innenschaft mit den beschirmten, schwammigen, holzigen, gefächerten, krausen und fadenartigen Lebewesen sein würde, welche im Verborgenen lange vor der Ankunft der Vier- und Zweibeiner auf der Erde ihre Netze ausgeworfen und ihre Sporen entsandt hatten. Diejenigen jedenfalls, die mit Gesine und Gusti unterwegs waren, betraten den benachbarten Wald fortan als einen fremden Planeten.

Nach jedem Spaziergang war Gesines erster Anlaufpunkt stets das Museum, für das noch vor den Stromausfällen mit Fördergeldern des Bundes eine mobile Rampe für Rollstuhlfahrer\*innen angeschafft worden war, die man allerdings nach der Überflutung nicht trocken gelagert hatte und die nun schon lange verrostet war. Gesine war deshalb noch am gleichen Tag, als ihr die Landärztin den Rollstuhl verschrieben hatte, zu Fuß in die Dorfversammlung gehumpelt und hatte eine ordentliche Rampe am Museum gefordert, die schließlich an einem Sonntag gemauert worden war. Vor den Stromausfällen hatte Gesine an die vierzig Jahre keinen Subbotnik mehr erlebt. Jetzt gab es jeden Sonntag solche Arbeitseinsätze, die sich wenig von denen an anderen Tagen unterschieden: Es wurde gelacht, gestritten und geackert, die Kinder packten mit an und ließen sich jeden Handgriff erklären, die Alten erzählten von früher, von Mähdreschern so groß wie Häuser etwa, und irgendwann war ein Stück Dach oder Mauer, ein Weg, ein Beet, ein Acker oder eine Baumreihe da, wo vorher nichts gewesen war.

Gesine saß nun oft im Museum, verzeichnete Pilzfunde und las in Urkunden und Dokumenten, die Leute von den Dachböden zerstörter Häuser heruntergeholt hatten, oder flickte Sachen aus dem Kinderhaus und wartete, bis ein Kind oder eine\*r von den Jugendlichen hereinschneite und über irgendein zufällig aufgelesenes Fundstück Auskunft verlangte. Diese Art des Findens und Sammelns war ebenfalls eine Beschäftigung, die Gesine nur aus ihrer Kindheit kannte. Ihre eigenen Kinder und Enkel hatten nicht gesammelt, sondern gekauft, erst nach den Stromausfällen hatte sich das Sammeln langsam wieder in die Kindertage eingeschlichen. Es hatte im ersten Jahr, als alles drunter und drüber gegangen war, mit Essbarem angefangen, und schon damals war

das eine oder andere Kind mit Plastikbechern, Zigarettenschachteln oder Radkappen zu ihr gekommen und hatte eine Erklärung verlangt. Für die Kleinen schienen die Erinnerungen an den Sinn und Zweck der langsam verschwindenden Dingwelt der Erwachsenen schneller zu verblassen. Aber auch die Produkte für Kinder verloren mit ihrer mal plötzlichen, mal langsam fortschreitenden Abwesenheit im Alltag ihre Selbstverständlichkeit. So stiefelte eines Tages etwa die kleine Kiki mit einem Happy-Meal-Spielzeug zu Gesine ins Museum und forderte Details ein. Kaum hatte Gesine das Konzept Happy Meal und Gratispielzeug erklärt, musste das ganze System McDonald's erläutert werden. Das Einzige, was Kiki kannte, war der Burger selbst. In der Kollektivküche wurden regelmäßig Burger aus allem Möglichen geformt und schon auch mal mit Tomatensoße und Brötchen geschichtet, aber alles andere, Drive-In, Markenzeichen, Strohhalme, Softdrinks, Preise, einzeln verpackter Ketchup, erschien ihr wie etwas aus einem Zauberland, in dem bedeutungsvolle Handgriffe aus ihr verborgenen Gründen ausgeführt wurden. Die Fließbandproduktion allerdings, die kannte Kiki in gewisser Weise, fiel Gesine ein: »Das ist, wie als du noch klein warst und die Schuhe nicht selber zubinden konntest und eine Person im Kinderhaus morgens, bevor ihr in den Garten getobt seid, auf dem Stuhl saß und euch reihum, einer\*m nach der\*m anderen, die Schuhe zugebunden hat.«

Kiki kicherte: »Meine Schuhe sind doch kein Hamburger.«

»Nein«, sagte Gesine, »deine Füße sind der Hamburger und die Schuhe das Brötchen und die Schnürsenkel der Ketchup.«

Kikis Kichern ging in ein lautes Lachen und dann in ein Japsen über. Sie fischte einen Inhaler aus der Brusttasche und nahm routiniert einen Zug.

»Weißt du, Gesine«, setzte Kiki an, die jetzt nachdenklich klang, »als ich ganz klitzeklein war und mein ganz großer Bruder, der war ja Soldat, als der mal nach Hause kam nach so einer langen Zeit und mich dann kennengelernt hat, da hat er uns auch in einer Reihe aufgestellt, mich und meine Schwester und meinen kleinen Bruder, und uns der Reihe nach abgekitzelt, auch wie am Fließband, und dann hab ich so husten müssen, dass ich keine Luft mehr bekommen hab, und ich hatte keinen Inhaler, weil es die nicht mehr gab, die waren alle, und deswegen haben Mama und er sich dann gestritten, und dann musste er weg, obwohl er,

wie er gesagt hat, gar nicht gewusst hat, dass ich nicht gekitzelt werden darf, er kannte mich ja noch gar nicht, weil er so lange weg war, wegen dem Strom, den's früher gab, immer, überall, um den zurückzuholen.«

»Und seitdem hast du ihn nicht mehr gesehen?«

»Nee, nicht in echt. Nur geträumt hab ich manchmal von ihm. Mama hat ihm gar nicht gesagt, wo wir sind, glaube ich.«

»Sollen wir ihm einen Brief schreiben? Vielleicht finden wir eine Adresse.«

»Geht das?«

»Wir könnten es einfach probieren.«

»Kannst du mir das schreiben.«

»Wir können das zusammen machen, ich zeige dir, wie das geht.«

Von da an kam Kiki fast jeden Tag zu Gesine, zum Schreiben lernen und um den Brief an ihren Bruder, der länger und länger wurde, zu schreiben, und in der Kindergruppe fabulierte Kiki so viel von McDonald's, dass Gesine, Christiane und einige andere sich schließlich dazu breitschlagen ließen, eine Woche lang in der Kollektivküche am Kinderhaus eine Filiale einer fiktiven Fastfoodkette einzurichten. Sie entwarfen ein Markenzeichen, das lose an Kikis Lieblingskuh angelehnt war, und stempelten es mit Kartoffeln und Rote-Beete-Saft auf T-Shirts, Mützen und Papierschnipsel, die als Zahlungsmittel dienen sollten. Und auch wenn Kiki fand, dass Einwegverpackungen noch komischer waren als Benzinautos, aber eben doch verstehen wollte, wie das damals gewesen war, übte sie mit anderen Kindern, angeleitet von Gesine, eine Choreografie derjenigen Bewegungen ein, die das Servicepersonal und die Kund\*innen früher bei McDonald's ausgeführt hatten: das Falten der Burgerpapiere, das Auswickeln der Burger, das Aufreißen der Ketchup- und Mayopackungen. Und von jedem Gast und jeder Gästin, die die Filiale der fiktiven Fastfoodkette besuchten, ließen sich die Kinder weitere Gesten vorspielen, etwa das Klopfen des verpackten Strohhalms auf den Tisch, damit sich die Papierhülle oben öffnete, oder das Abreißen des oberen Teils der Papierhülle mit den Zähnen, das Ausspucken des Papierrests und das anschließende Einstecken des Strohhalms in den Plastikdeckel des Softdrinks. Manche Nachbar\*innen kamen jeden Tag, nur um die Show der Kinder und Jugendlichen zu bestaunen oder um sich selbst zu erinnern.



## Marzahn

Die Filiale der Fastfoodkette eröffnete an dem Tag, an dem Maja in Rothwald ankam. Schon einen Monat vorher hatte Maja über einen anderen reisenden Protokollanten eine Nachricht aus ihrer neuen Gemeinde erreicht: Ob sie unterwegs bei Altlastlagern oder Reparaturhöfen nach einer Plastikflasche zum Soßenspritzen Ausschau halten könne, am besten eine, die sich in der Mitte zusammendrücken lasse, oder nach einem entsprechenden Flaschenaufsatz? In Berlin, wo Maja nur einen Tag Halt machte, um ein paar liebe Menschen zu treffen, die sie beinahe ein Jahr lang nicht mehr gesehen hatte, wurde sie dann im Lager an der Frankfurter Allee, in dem einmal ein Shoppingcenter gewesen war, tatsächlich gleich zweifach fündig. Dort fand sich sowohl eine alte Plastikflasche, die dem Aufdruck zufolge im Dönerwagen an der Warschauer Brücke benutzt worden war, als auch ein Soßeneimer mit Pumpaufsatz vom Currywurstkönig in der Unterführung am Alexanderplatz.

In der Zeit der Stromausfälle hatte Maja immer wieder in Lagern gearbeitet und das erste Lager in Berlin-Marzahn mit Mike zusammen organisiert, der 2015 aus Marokko nach Deutschland gekommen war und erst als Kurierfahrer und dann bis 2025 in einem Amazon Fullfillment Center gearbeitet hatte. Import-Export und Logistik sei sein Spezialgebiet gewesen, hatte er Maja erzählt. Beide waren damals, in den Tagen nach dem Stromausfall 2025, mit dem Fahrrad durch die Stadt gerast, um Informationen zu sammeln und weiterzugeben und das Notwendigste für Nachbar\*innen, Freund\*innen und Familie aufzutreiben. Irgendwann hatten sie sich so oft an denselben Orten wiedergefunden,

dass sie damit begonnen hatten, sich die Absurditäten dieser ersten Tage im Chaos zu erzählen, etwa, dass es eigentlich alles gab, nur nicht da, wo es gebraucht wurde. Insofern hatte die dem Lager zugrunde liegende Idee auf der Hand gelegen: Die Leute brachten alles, was sie nicht mehr brauchten oder was kaputt war oder was in verbarrikierten Geschäften auf sein Haltbarkeitsdatum wartete. Dann wurden die Dinge in Regale einsortiert, nummeriert und so katalogisiert, dass sie schnell griffbereit waren – eine Art Onlineshop, allerdings ohne Bezahlungsfunktion und quasi offline, weil ohne Internet programmiert. Und irgendwann gab es nicht mehr nur einen Katalog von Gegenständen, sondern auch eine Kartei von Reparatur\*innen und Expert\*innen für alles Mögliche. Das komplette Inventar konnte anfangs auf Listen, später in der Enzyklopädie eingesehen werden. Und für besonders seltene oder gefragte Gegenstände gab es Wartelisten, wobei diese Kategorie mit der Zeit immer kleiner geworden war. Kühlschränke etwa wurden fast nur noch von Leuten benötigt, die Medikamente kühlen mussten. Die meisten Menschen benutzten Kühlschränke in Kollektivküchen und aßen die Hauptmahlzeiten in Kantinen. Ähnlich wurde mit dem Waschen verfahren, denn der Großteil der Mietshäuser hatte eine Waschküche, die kollektiv genutzt wurde – etwas, was sich in Majas Block in der Zeit der Katastrophen fast automatisch ergeben hatte. Als nämlich in ihrem Plattenbau der Strom ausgefallen war, hatten sie und die übrigen Bewohner\*innen bei einer Nachbarin, die sich 2024 ein Balkonkraftwerk mit Speicher installiert hatte, zu waschen angefangen. Irgendwann war es der zu nervig geworden, dass man ständig bei ihr klopfte, und als dann der Filialleiter eines Lebensmittelmarkts ausgezogen war, hatten sie die leer stehende Wohnung mit Solarstrom, Wasseranschluss und Waschmaschine ausgestattet, und fortan hatten dort alle gewaschen, die keinen Strom hatten, und alle, die Gesellschaft suchten, und irgendwann überhaupt alle. Dann war noch eine Wohnung frei geworden, in der die Kollektivküche eingerichtet wurde, worin Kerstin, die lange in Großküchen gearbeitet hatte, für das ganze Stockwerk Essen zubereitete. Und nur ein paar Monate später entstand mit Hatun und Ming, die das Restaurant im Erdgeschoss geführt hatten bis zu der Zeit der Starkregen, als die Keller zum zehnten Mal vollgelaufen waren und der ganze Boden unter Wasser gestanden hatte, eine Kantine für den gesam-

ten Block. Maja hatte die drei während der ersten Zeit regelmäßig begleitet und ihre Arbeit protokolliert, und aus den Protokollen war schließlich die Idee für ein Kochbuch und einen Kurs für Kiez-Kantinen-Köch\*innen entstanden.

Direkt über der Küche wohnten Thomas und Karsten. Die beiden bewirtschafteten seit Jahren den Hof des Plattenbaus, bauten Essbares an und »liebten, lebten und pflanzten zusammen seit 1983«, wie sie gerne erzählten. Maja kannte sie seit 1987, seit die Platte eingeweiht und die Wohnung im siebten Stock von ihren Eltern bezogen worden war. Da war Maja zwei Jahre alt gewesen, und der Hof hatte noch einer Mondlandschaft geglichen. Karsten hatte damals noch eine Dreizimmerwohnung mit seiner Ehefrau Karin und der gemeinsamen Tochter Jenny bewohnt, und Thomas, der die Bepflanzungsaktionen der Marzahner Mondlandschaft schon geleitet hatte, »als die Parteibonzen noch reinredeten, wo immer sie konnten«, eine Einzimmerwohnung. Er kannte jede Hecke und jeden Baum. Als Maja dann das erste Mal mit Zettel und Stift vor ihm gestanden hatte, hatte er lange von der Umweltbibliothek erzählt, von der nach 1990 niemand mehr etwas hatte wissen wollen. Mike und Maja aber hatten den alten Dokumenten und Thomas' Erinnerungen praktische Anleitungen über Informationsweitergabe, Forschung und Vernetzung unter erschwerten Bedingungen entlocken können, und schließlich hatte Thomas sogar angefangen, Maja in die Wachsmatrizen-Vervielfältigung einzuführen, aber weiter als bis zu einer Beschaffungsliste hatten sie es nicht gebracht, denn es war zu jener Zeit gewesen, dass Maja von der Enzyklopädie erfahren und beschlossen hatte, sich diesem Vorhaben anzuschließen.

Erste Auflage Berlin 2024  
Copyright © der deutschen Ausgabe 2024  
MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin  
[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere  
die Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von §44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Marion Wörle, Berlin  
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-7518-0984-9  
[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)